

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

221 (21.9.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Einzug in Riga.

Riga, 8. September 1917.

Da Idolm, Sommerfrische. Hohe Tannen. Versteckte Holzhäuser. Nebel steigt aus den Waldwiesen. Es ist 2 Uhr nachts, als wir mit dem Panzerwagen ankommen. Wir fallen müde auf das blanke Drahtgestell, das der erste parteigenössige Ortskommandant, den ich in diesen 3 Kriegsjahren treffe, der Leutnant Böhre, uns wohlwollend referiert hat. Durch die offenen Fenster strömt Nebel und Tannenduft. Immer schwächer, immer seltener werden die Absätze. Der Wind geistert in den Tannen. Jetzt marschieren sie. Sie marschieren durch das Tirul-Moor, über die Dünenbrücke bei Ilegüll, am Jägel entlang — von Westen, Süden und Osten. Sie marschieren alle auf Riga zu. Im Halbschlaf wandern die Gedanken zurück nach Hermannstadt und Bularest, nach Belgrad, nach Antwerpen. Wieder marschieren sie.

Am nächsten Morgen. Der Divisionswimpel steht sich in Bewegung. Septembersonne leuchtet müde und durch tausend Schleier über dem Düna-Welt. Vorwärts auf der Straße nach Keffau. Menschen, Kanonen, Kühe, Wagen, Esel, Pferde — alles strömt durch und nebeneinander in einer Richtung. Vorbei an Gräben und Betonwerken, in denen gestern noch die Russen saßen. Russische Grabenschilder, russische Gasmasken, japanische Gewehre, amerikanische Kartuschen. In den verlassenen Unterständen noch das Essen auf den Tischen, halbgeöffnete Briefe, revolutionäre Proschüren, französische Romane und eine ganze Menge von russischen Schreib- und Leise-Büchern. Das war auch eine Folge der Revolution; die Analphabeten begannen im Schützengraben zu buchstabieren. Als wir durch Keffau kamen, hing unter einem Baum eine große rote Fahne. Darauf war in grober Manier ein Arbeiter gemalt, der eine Krone zerschlägt und darunter stand ein russischer Vers ähnlich jenen des Dänen J. K. Jacobsen: „Nicht über das Land — das ist es, was wir wollen.“

Vorwärts Keffau rechts die Düna-Insel Da Hlen-Schloß und Gutshof aus grünen Wäldern ragend. Immer dichter wird der Strom der Straße. Motorfahrer jagen hin und her. Schmelzer vorwärts. „Unsere Spitzen haben die Mitauer Vorstadt erreicht.“ Ein Hauptmann brüllt es aus dem Auto in die strömenden Kolonnen. Murrend läuft das Wort von Mund zu Mund. Einige rufen Hurra. Gefangene stehen stumm. Immer weiter vorwärts! Noch zehn Werst! Vorbei an ausgebrannten Häusern, an leuchtigen Gefindhöfen mit ihren charakteristischen schrägen Eingangsporten. Vorbei an immer neuen russischen Stellungen. Nun links auf glatter hölzerner Bretterstraße durch das Kirgisenlager mit seinen stolzen Zelten, geschmückten Türen, dicken Kamelhaarflößen, mit seinen Baracken aus schön gemauertem Edelholz. Nun rechts durch Wald weiter heran an die gelbe breite Düna. Eine Pontonbrücke raucht. Zwei Langrohrkanonen knattern vom freien Felde. Nun wieder nordwärts. Ein Bunde der Gaussee. Und nun — Wagen halt! — hinter Wiesen, Dörfern, Seen und Straßen Staub am Horizont brennt, raucht, schwellt eine große Stadt mit grünen Türmen und roten Schornsteinen — Riga. Das Ganze in Rauch gehüllt. Rote Explosionen. Gelbe und dunkle Wolken. Der Wind wälzte die Wolken nach Westen. Der durchdringende Petri-Turm kommt raus und verschwindet — die goldglühende Kathedrale — der Dom. Jeder Soldat hält einen Augenblick auf diesem Bunde still. Denn das ist keine Stadt wie die übrigen der Feinde. Jeder Soldat weiß es, daß hinter diesen Rauchwolken Tausende von Bombenteufeln schneidlich auf ihn — auf uns und auf die Sprache warten, die sie drei Jahre lang nicht haben reden dürfen.

Nun die letzten Kilometer. Immer näher rücken die Türme, die Wolken, das bunte Häusermeer. Auf der Straße wandern Kettenfrauen mit Bündeln in der Hand und weißen Kopftüchern. Die ersten Häuser der Vorstadt erscheinen. Sägewerke, Zimmerräume, Dampfmaschinen, mit meterhohen russischen und lettischen Aufschriften — aber die deutschen sind ausgewischt. Jetzt sind wir inmitten der Mitauer Vorst. Dies ist das Kettenquartier. Verzinkt winkt ein Taktentuch. Frauen liegen in den Fenstern und blicken neugierig auf unsere Kolonnen, die an der Straße Halt gemacht — Wasser aus den Häusern holen, Essen kochen, Schwämme, säubern, arbeiten — mit einer Unbefangenheit, als wäre dieser Septembernachmittag etwas ganz gewöhnliches und nicht ein Tag, von dem noch ihre Entsetzungen lesen werden.

Weiter rattert der Wagen über das hölzerne Pflaster. Infanteristen mit Stahlhelm und Blumen im Knopfloch kreuzen unseren Weg. Ab und zu heult eine Granate über die Häuser weg. Wir lassen den Wagen stehen und wandern weiter. Drüben im eigentlichen Riga, das wir noch nicht sehen, jenseits der Düna, sähe die letzten Nachhut. Wir klettern auf den Bahndamm, der zur neuen Eisenbahnbrücke führt. Drahtrollen, frischgepresste Pfähle, halbfertige Maschinengehäuse zeugen von letzten kampflichen russischen Verteidigungsversuchen. Wir wandern auf dem Bahndamm weiter. Geradeaus schlagen die Flammen aus dem Hauptbahnhof. Links über der Gegend, wo der Hafen liegen muß, ist der ganze Himmel rot. Es kracht, wie wenn Fliegerbomben fallen — vor den Detonationen im nördlichen Fabrikviertel. Weiter auf die dunkelblaue Eisenbrücke zu, deren Bogen in der Mitte auseinanderbersten. Eine zweite Eisenbrücke taucht auf. Auch von in drei Teilen ins Wasser geschoben, herunterhängend abgebrochen wie hölzernes Spielzeug. Bläulich öffnet sich links der Blick. Vom Bahndamm aus zu unseren Füßen fließt die breite Düna. Aber von drüben — ohne Brand — unbefehrt — in der klaren Herbstluft schimmern jetzt die grünen Türme und roten Dächer des alten Riga zu uns herüber. Der dicke deutsche Turm — der Dom — die schlanke Petri-Kirche — der vollere Jakobsturm — dazwischen das kleine Rathaus. Das Klingt nach Hamburg — und ihm ähnelt es auch. Aber noch mehr Lübeck. Eine nordische Stadtsilhouette — altertümlich — reich — anheimelnd. Riga. Staunen und Freude ergrieff alle, die jetzt vor ihr standen — und ein seltsames Glücksgefühl, daß der Krieg in seinem vierten Jahre uns eine große Stadt beschert, deren Einwohner sich auf uns freuen.

Durch die gesprengten Brücken war die Stadt in zwei Teile auseinandergerissen. Wie hinüberkommen in die Altstadt? Wir

wanderten zunächst über die Brücke bis an die gesprengten Bogen. Links und rechts hingen noch Duzende von Sprengkapseln. Elektrische Kabel liefen in dicken Bündeln ans jenseitige Ufer. Von der Mitte der Brücke sah man am Strande schwarze Menschenmassen auf und ab wandern. Aber an ein Hinüberklettern war nicht zu denken. Es schlug halb 4 Uhr. Aus dem Bahnhof wälzten sich noch immer schwarze Rauchwolken. Und wenn man die Düna hinunter aufs Meer sah, brannte es an beiden Ufern lichterloh. Von der hölzernen Stragsbrücke herüber knisterten immer neue Flammen. Zurück ans Ufer. Da lagen ein paar herrenlose Boote. In die stiegen wir. Wir und ein paar Soldaten, die auch hinüberwollten. Wir ruderten abwechselnd. Die Soldaten und wir. Einmal trieben wir flussabwärts bis dicht an die brennenden Pontons. Vom Strom aus sahen wir die schauerliche Pracht der geborstenen Niesenbrücken dicht an uns vorübergleiten — Millionen mühsamer Arbeitsstunden — Millionen Werte — durch einen Druck auf den Knopf vernichtet. Langsam schoben wir uns näher an die Stadt. Jetzt konnte man die Menschen unterscheiden — viele weißgekleidete Frauen und Mädchen. Sie drängten sich ans Ufer. Denn unsere Boote waren die ersten, die nach den flüchtenden Russen hier landeten. Kurz bevor wir das Ufer erreichten sah ich im unteren Hafenviertel noch eine haushohe rote Feuergarbe auf — mit dumpfem Knall. Dann legten wir an einem holzbeladenen Ewer fest. Und dann standen wir plötzlich auf dem Pflaster der Rigaischen Hafenstraße. Hunderte von Menschen drückten uns die Hände. Sie stellten tausend Fragen. Sie schämten die Soldaten mit roten und gelben Däsen. Sie wollten jeden mit nach Hause nehmen. Durch die windigen Straßen der Innenstadt, vorbei an den ausgeplünderten Läden, über den Mathausmarkt mit seinem alten Giebelhaus, schleppten sie uns, bis an die Theaterstraße. Da zog ein Regiment von Süden ein — von jenen, die vom Gellingbruch und am Amalienhof gekämpft. Rufft voran. Stahlhelme zu Pferde, Stahlhelme in langer, aufrechter Reihe. Sie marschierten wie vor 3 Jahren — nein, stolzer, selbstbewusster, trotzig auch der letzte Mann. Die Rufft blies das Vieh vom alten Friesen. Die Mädchen jubelten. Die Kinder warfen Blumen. Alle Männer schwenkten den Zylinder. Und darüber Septembersonne. Und grüne Türme mit plattdeutschen Aufschriften. Ein Bild — dies hätte der tote Dörlow von Risencon erleben müssen.

(Kb.) Dr. Adolf Köpfer, Kriegsberichterstatter.

Ein Schelmenstreich.

Freund A. ist sozusagen ein netter Mensch, lebenswürdig, höflich, Bescheiden ist er weiter nicht, er hält es mit dem Grundgesetz: Nur die Lumpen sind bescheiden! Da er auch ein sehr praktischer Mann ist, hat er schon öfter erfahren, daß ohne Bescheidenheit wirklich weiterzukommen ist. Er preist also, wenn es sein muß, auf alle Bescheidenheit, ist aber klug genug, solche Fritzelität bei Zeiten zu vermeiden. Freund A. ist auch sonst sehr intelligent, das versteht sich an Rande, dazu kommt ein Zug von List und Verschlagenheit und manchmal auch ein kleines bißchen Bosheit und Schadenfreude. Wer so von der Natur mit allen Vorzügen ausgestattet ist, der wird auch in schwieriger Lage den Kampf ums Dasein mit Erfolg führen, weil er sich zu helfen weiß. Und schwierig war die Lage, in der sich Freund A. in bezug auf Lebensmittel befand, war er doch nicht nur Munitionsarbeiter, sondern auch noch jung verheiratet, was doch immerhin allerlei ist. Aber so schwierig seine Lage auch war, A. mußte sich zu helfen, und zwar ganz genial. Er nahm also seine „Blase“ — wie er seinen Regenumbang nennt — verabschiedete sich von Weib und Kind und machte — eine Samterfahrt. Doch das ist ja etwas Alltägliches, braucht demnach nicht besonders erwähnt zu werden. Nicht alltäglich aber ist es, wie Freund A. den Zweck seiner Fahrt erreichte. Zuerst, ganz weit draußen, klopfte Freund A. mit der Miene des Wiedermanns eine Bäuerin vor ihre Haustür, um sich von ihr sagen zu lassen, daß sie wirklich und wahrhaftig keine Lebensmittel verkaufen könne. Nun Ueberflus besitzende der hinkommende Gemann der Bäuerin dem jungen Gemann und Munitionsarbeiter, daß sie, die Bauernfamilie, selbst nur das Notwendigste hätte. Freund A. aber ließ sich nicht verblüffen; mit einem Blick hatte er die Situation überhaut und die Erkenntnis gewonnen: das sind die richtigen! Treuherrig trat er — uneingeladen — in die Haustür und verwickelte den Landmann in ein Gespräch über die schlechten Zeiten, über die Lebensmittelnot, über die Bereitwilligkeit der Städter, zu zahlen, selbst wenn es mit einem Zug Erinnerung an vergangene Zeiten aufbehalten — Goldstück sei. Ein Goldstück! Der Landmann horcht auf. Freund A. schmunzelte verträumt, aber nur einen Augenblick, dann ist er wieder ganz Wiedermann, treuherrig, brav, ein bißchen bekümmert. „Also“, sagt A., „sehen Sie nur einmal nach vielleicht könnten Sie doch noch etwas verkaufen, es braucht ja nicht viel zu sein“. Damit schob er den Landmann in die Stube und folgte ihm auf dem Fuße. „Du, Mutter, der Mann hat Gold“. Die Bäuerin sieht sich auf die Rede ihres Mannes den Käufer etwas misstrauisch an, „ob wahr ist?“ Jetzt ist die Rede an Freund A., er ist ganz in Entrüstung. „Erlauben Sie mal, ich werde Sie doch nicht... Bitte hier“, und damit zeigt er ein richtiges Zehnmarkstück und läßt es auf dem Tische klingen. Das wirkt. „Na, ein bißchen“, sagt die Bauersfrau, und schlurft hinaus. Sie kommt zurück mit einem Stück Schinken, etwa ¼ Pfund. „Schöner Schinken“, sagt Freund A., „aber das reicht ja noch nicht. So ein bißchen Mehl haben Sie doch noch.“ Unabsichtlich fiel das Goldstück mit hellem Klang auf den Fußboden. Mehl hat die Bäuerin zwar nicht, aber Körner kann Freund A. haben. Doch das nützt ihm nichts, und weil es doch so viel Mühen in der Umgebung gibt usw., hat die Bäuerin doch auch Gelegenheit usw., und schließlich holt die Bäuerin eine Lute mit Weizenmehl, etwa zwei Pfund. „Ja, ja“, sagt Freund A., „für 10 M. ist ja das immer noch... haben Sie denn nicht noch ein Stück...“ „Nein, die Bäuerin hat

wahrhaftig nichts mehr, aber Freund A. ist unerbittlich; er spielt mit dem Goldstück und läßt es noch einmal klingen, und dann holt die Bäuerin ein Stück schöne, hausschlachtene Blutwurst. Freund A. wollte zwar ein größeres Stück, aber schließlich begnügte er sich mit den ¼ Pfund. Nun gings an die Aufrechnung. „Also, was macht denn nun das Paket?“ „Nun, was kostet denn der Schinken, wohl 10 oder 12 M., das Pfund?“ fragt der Bauersmann. „Nu nee! der Höchstpreis ist 3 M., und das Stück höchstens für 2,50 M.“ „Und das Mehl?“ Der Bauer weiß Bescheid: „Auslandsmehl kostet 1,20 M. das Pfund!“ „Ja, mein Lieber, Sie haben aber doch kein Auslandsmehl! Rechnen wir das Pfund Mehl zu 25 Pfg., dann kosten zwei Pfund 50 Pfg., mehr nicht!“ Freund A. sagt das treuherrig und erinnert dabei noch einmal an die Höchstpreise. „Bleibt noch die Wurst. Das Pfund kostet 2,50 M. nach dem Höchstpreis. Mehr als 2 M. kostet also das Stück, was Sie mir eingepackt haben, nicht.“ Der Bauersmann macht noch Einwendungen, „solche gute Wurst gäbe es überhaupt nicht zu den Höchstpreisen usw.“ aber das rührte den Käufer nicht. „Alles zusammen macht also 5 M. Was kriegt ich denn nun noch für mein Goldstück?“ „Nee, jetzt haben wir aber tatsächlich nichts mehr abzugeben, wir schlachten erst morgen.“ „So, Sie schlachten morgen? Na, ich hab's ja gleich gesagt“, meinte Freund A., „bei Ihnen ist's noch nicht schlecht. Also: 5 M. macht das Paket. Ja, wenn Sie die andern 5 M. nicht vollmachen können, dann kann ich Ihnen nicht das Goldstück geben. Sie sind 5 M., haben Sie vielen Dank und lassen Sie sich gut gehen.“ Der Bauersmann griff mit zitternder Hand nach dem abgegriffenen Zehnmarkstück und sagte wütend: „Vielleicht finden Sie wieder mal einen, den Sie reinlegen können.“ Freund A. hat mir die Geschichte so erzählt, und ich habe ihm gesagt, daß sei eine richtige Schelmen- und Schelmen-Geschichte, die ihm ähnlich sieht.

Dermisches.

Eine deutsche Vielweiberverordnung. Heute, da angeht die brennende Frage der durch den Krieg drohenden Entvölkerungsgefahr als Notstandsmittel gegen diese Gefahr ersten auf die Einführung der Vielweiber hingewiesen wird, verdient in der Erinnerung aufgeführt zu werden, daß die Vielweiber in Deutschland schon einmal gesetzlich eingeführt war, und zwar aus demselben Grunde, aus dem man ihr heute wieder das Wort redet. Es war um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als die merkwürdige Verfügung erließ, die die Vielehe im höheren Staatsinteresse anordnete. Sie war aus der Not der Zeit geboren. Gatten doch die Grenz des dreißigjährigen Krieges mit der Bevölkerung so gründlich ausgeräumt, daß von den 17 Millionen Einwohnern, die Deutschland 1618 zählte, beim Abschluß des Westfälischen Friedens nur noch vier Millionen übrig waren, die obendrein noch zum größten Teil weiblichen Geschlechts waren. In der Erkenntnis, daß Not kein Gebot kennt, wurde daher am 14. Februar 1650 auf dem fränkischen Kreistage zu Nürnberg der Beschluß gefaßt, daß fortan jedem Manne gestattet sein solle, sich zwei Frauen zu nehmen. Der historisch interessante Erlaß hatte folgenden Wortlaut:

„Demnach auch die unumgängliche Nothdurft des heiligen römischen Reiches erfordert, die in diesem 30jähigen Kriege ganz abgenommene, durch das Schwert, Krankheit und Hunger verzerrete Mannschafft wieder zum zu erheben, so wollen hinfür innerhalb der nächsten 10 Jahre jedem Mannsperion zwei Weiber zu heirathen erlaubt sein.“

Wird das nach dem jetzigen Kriege wieder Gesetz werden?

Der ehrliche Dieb. Daß es Leute gibt, die Geld und Geldeswert stehlen, wo sie feiner habhaft werden können, ist nichts Neues. Daß aber solche Leute nachher den größten Teil ihrer Beute mit der Begründung wieder zurückverleihen, daß sie nicht so viel brauchen, ist immerhin ein überraschender Einzelfall. Von einem solchen „ehrlichen Dieb“ ist jetzt in Paris die Rede. Der fräglische Dieb hatte der Herzogin von Noailles in einem Pariser Kaufhaus eine Handtasche entwendet, die 5000 Francs in Scheinen und Schmutz im Werte von 200 000 Francs enthielt. Alle Bemühungen des Volige, den Schuldigen zu erwischen und wenigstens einen Teil des gestohlenen Gutes zu retten, blieben erfolglos. Um so größer war das Entsetzen der Herzogin, als sie eines Tages ein Postpaket erhielt, in dem sich der gesamte Schmutz und 1200 Francs vorfanden. Gleichzeitig erklärte der Dieb brieflich, daß er in einer dringenden Angelegenheit unterdingt 3800 Francs gebraucht habe und daher den „Ueberrest“ zurückgibt.

Der Hering.

Sieben Mäuler um den Tisch... In der Schüssel schwimmt ein Fisch, Hering nennt man dieses Vieh, Einen kleineren sah ich nie. Angstvoll starrt er in die Runde Nun in seiner Sterbestunde — Sieht, wie rings die Messer blitzen, Wie sich beutellistern Lippen Sieben Mäuler um den Tisch Wegen ihm — dem kleinen Fisch.

Fr. Es...
ersch...
lassen...
schle...
1914 an...
nicht geh...
man über...
ein bring...
zu Gie...
reißt ins...
zu. U...
kapital...
irropie u...
Waffen le...
demokra...
Nebst...
machen...
immer ab...
nen Land...
tiefer sch...
man Frie...
gische...
flüß hat...
ausgeflüg...
u gewisse...
Reich habe...
für Frank...
herausgab...
die Franz...
jeht wirt...
entwickeln...
Friedens...
Aber j...
jornel gem...
Bilder zum...
finden es...
schlagen...
niederz...
Das soll...
Frieden...
einem Frie...
den, wie...
Auslande...
Deutschland...
Die neue...
hängigke...
der alldeu...
politisch...
Nebst...
drehen, we...
den, ist die...
Die...
kupfer...
Bronze...
stille Ka...
den Str...
Seubert...
an...
aus dem...
Rördlich...
am...
Karls...
Zur Oel...
von rohen...
gen, Mirab...
Rüchis, Ap...
Die Stein...
ankömme...
men. Bei...
aber getren...
Sammelst...
werden könn...
Wasmert...
Wolferum...
Bei den...
Rüchis, Ap...
und Ap...
Rüchis, Ap...
Apfelm...
Wir bitten...
meinheit, die...
sondern zu...
zuliefern...
Karlsru...
Ka...
Zufolge...
gegen W...
0 Nr. 65...
u...
entabfolgt...
Karlsru...